Nyota Thun

»Ich – so groß und so überflüssig«

Wladimir Majakowski

Leben und Werk

Grupello Verlag

DAS AUGE LIEST MIT – schöne Bücher für kluge Leser
Besuchen Sie den Grupello Verlag im Internet unter: **www.grupello.de**
Hier finden Sie Leseproben zu allen unseren Büchern, Veranstaltungshinweise und Besprechungen. e-mail: grupello@rp-pro.de

Der Verlag dankt der Stiftung Kunst und Kultur
des Landes NRW für die freundliche Unterstützung

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Thun, Nyota:
»Ich – so groß und so überflüssig« :
Wladimir Majakowski, Leben und Werk / Nyota Thun.
– 1. Aufl. – Düsseldorf : Grupello Verlag, 2000
ISBN 3-933749-28-X

1. Auflage 2000

© by Grupello Verlag
Schwerinstr. 55 · 40476 Düsseldorf
Tel.: 0211–491 25 58 · Fax: 0211–498 01 83
Umschlaggestaltung: Thomas Klefisch
Druck: Müller, Grevenbroich
Lektorat: Alexander Nitzberg
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-933749-28-X

Inhalt

Kindheit und Jugend (1893-1910)

1. Kapitel
Kindheit in Georgien (1893-1906) 9
2. Kapitel
Die ersten Moskauer Jahre. Selbstfindung (1906-1910) 31

Maler oder Dichter? (1910-1913)

3. Kapitel
Einstieg in die Welt der Kunst (1910-1912) 47
4. Kapitel
Das entscheidende Jahr 1913 57

Vom Bildersturm zur Verkündigung des freien Menschen (1914-1918)

5. Kapitel
Neuanfänge und Verirrungen (1914) 75
6. Kapitel
Die Verwandlung des Bohemiens (1915) 85
7. Kapitel
Im Schatten des Krieges (1916-1917) 103
8. Kapitel
Zwischen Hoffnungen und Enttäuschungen (1917-1918) 117

Revolution. Vision und Wirklichkeit (1918 – Anfang 1923)

9. Kapitel
Einfach-ein-Mensch (1918) 137
10. Kapitel
Auf der Suche nach neuen Wegen (1919 – Februar 1922) 147
11. Kapitel
Das unruhevolle Jahr 1922 in Moskau 169
12. Kapitel
Berlin – Paris – Berlin 187
13. Kapitel
Die Lebens- und Schaffenskrise zur Jahreswende 1922/23 201

Die Wende zum Journalismus (März 1923 – 1927)

14. Kapitel
»… frei von Liebe und Plakaten« (März 1923 – Juni 1924) 209
15. Kapitel
Der Vers wider den *Vers* (Juni 1924 – Mai 1925) 227
16. Kapitel
Die Entdeckung Amerikas (Juni – November 1925) 241
17. Kapitel
Leben in der Öffentlichkeit (1926) 255
18. Kapitel
Die Herausforderung (1927) 267

Im Widerstreit mit sich und der Welt 1928 bis 14. April 1930

19. Kapitel
Vom Nutzen und Schaden der Zeitungsarbeit 283
20. Kapitel
Private und öffentliche Konflikte (1929) 297
21. Kapitel
Fehlschläge – Depressionen – Selbstmord 313

Epilog 341

Belege 359

Quellen 370

Personenregister 378

Teilen kann ich nicht das Leben,
Nicht das Innen noch das Außen,
Allen muß das Ganze geben,
Um mit euch und mir zu hausen.
Immer hab ich nur geschrieben,
Wie ich fühle, wie ich's meine,
Und so spalt ich mich, ihr Lieben,
Und bin immerfort der *eine*.

Johann Wolfgang Goethe

Wie einfach kanns geschehn, daß man das Leben
Leichthin verläßt, von Sorgen nicht betrübt.
Doch Rußlands Dichter ist es nicht gegeben,
Daß er solch unbeschwerten Todes stirbt.
Viel eher kommts, daß Blei die flugerprobte,
Die Seele himmelwärts entweichen läßt –
Daß heisrer Schreck das Leben, zottiger Pfote,
Als wärs ein Schwamm, ihm aus dem Herzen preßt.

Anna Achmatowa
Deutsch von Leonhard Kossuth

Kindheit und Jugend (1893-1910)

1. Kapitel
Kindheit in Georgien (1893-1906)

In der Kindheit
– am Boden vielleicht –
finde ich
nur zehn
erträgliche Tage …

Majakowskis sogenannte Autobiographie, *Ich selbst*, beginnt mit einer Mystifikation: »Geboren am 7. Juli 1894 (oder 93 – die Angaben Mamas und des Dienstbuches vom Vater weichen voneinander ab: jedenfalls nicht früher).« Sein Geburtsjahr 1893 hat Majakowski in Wirklichkeit nie angezweifelt. Der spielerische Umgang mit einem Irrtum der vorgesetzten Behörde des Vaters in Kutaissi war ein literarischer Kunstgriff. Die eigenen Lebenstatsachen waren aus seiner Sicht nicht so wichtig wie das, was er als Dichter geschaffen hatte. Deshalb ihre ironische Verfremdung, ihre Verwandlung in literarische Fiktion.

Majakowski erreichte nicht das Alter, in dem die eigene Kindheit für einen Schriftsteller gemeinhin interessant wird und er sich schreibend den eigenen Lebensstoff aneignet, um sich selbst und den zurückgelegten Weg zu begreifen. Er verfaßte die *Autobiographie* als junger Mann, knapp neunundzwanzig Jahre alt. Beim Schreiben war er darauf bedacht, nur solche Ergebnisse seiner Lebenserfahrung und Arbeit mitzuteilen, die auf bedeutsamen realen Tatsachen beruhten. Und er bearbeitete sie nach einem künstlerischen Prinzip. So betrachtet, hielt er sich an altbewährte literarische Traditionen. Goethe zog aus der Arbeit an *Dichtung und Wahrheit* den Schluß: »Ein Factum unseres Lebens gilt nicht, insofern es wahr ist, sondern in so fern es etwas zu bedeuten hatte.« Und in den *Annalen* spricht er von seiner Überzeugung, »daß der Mensch in der Gegenwart, ja vielmehr noch in der Erinnerung die Außenwelt *nach seinen Eigenheiten bildend modele*«. Dabei war er sich bewußt, daß vom Schreiber einer Selbstbiographie eigentlich »ein kaum Erreichbares« gefordert werde, »daß nämlich das Individuum sich und sein Jahrhundert kenne«. Aber dazu müsse man, wie er von sich selber wiederholt sagte, »sich selbst historisch werden«.

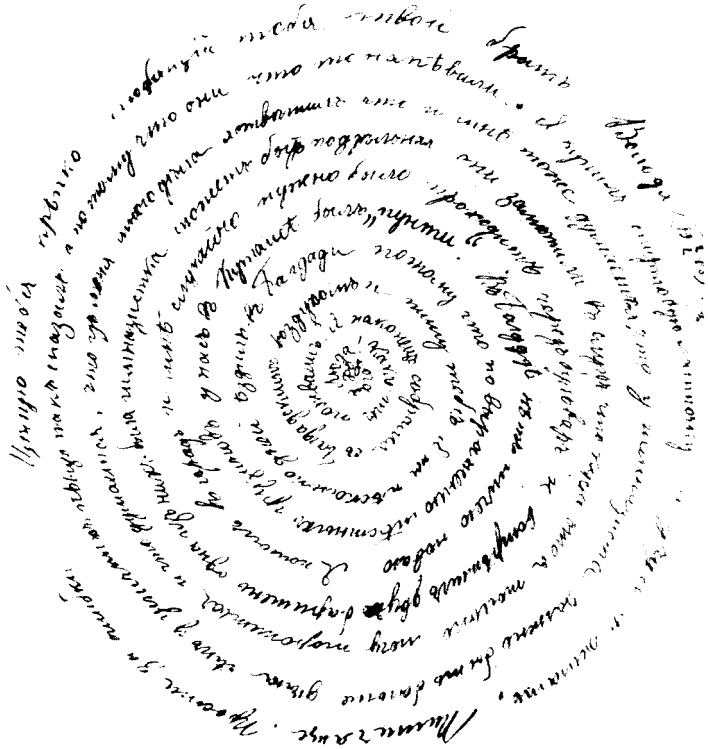
An diese Regel hielt sich Majakowski nicht. Er sah sich selbst nicht historisch im Goetheschen Sinne, es sei denn gegen Lebensende, als die Katastrophe bereits näherrückte. 1922, als er die *Autobiographie* schrieb, ging es ihm nicht darum, ein reales Lebensbild zu entwerfen. Er gab nur Ausschnitte, ordnete sie nach einem genauen Plan und überblendete sie mit der Vision vom 1917 schon angebrochenen neuen Menschheitszeitalter. Den historischen Sinn suchte er nicht im Rückblick auf geschichtliches So-Gewordensein, sondern in der Zukunft. Das bestimmte seine besondere künstlerische Sicht, auch auf sich selbst. In seinen Selbstäußerungen, sei es in Versen oder in Prosa, zählen daher – mehr noch als die Bruchstücke – die Lücken: das Ausgesparte, das Verschwiegene oder das einfach nicht (oder noch nicht) kritisch Verarbeitete. Die spärlichen, bisweilen ironisch zugespitzten Mitteilungen sind wenig dazu angetan, den Grunderlebnissen seiner Kindheit auf die Spur zu kommen. Was wußte er schon, der junge Mann Ende Zwanzig, eingebunden in den stürmischen Verlauf der Revolutionszeit, tatsächlich von sich selbst? Sah er sich als das Kind, das er einst war?

Die vielzitierte *Autobiographie* schrieb Majakowski auf ein bestimmtes Vernehmen hin. Ursprünglich konzipiert als Einleitung zu einer geplanten vierbändigen Werkausgabe, nahm die Selbstdarstellung den Charakter einer Rechenschaftslegung an. Der Fragebogenstil mit seiner lakonischen Kürze suggeriert dem Leser die Vorstellung, er habe es durchweg mit gesichertem Tatsachenmaterial zu tun. Doch der Schein trügt. Und Majakowski hatte seinen Leser gleich zu Anfang gewarnt. Deshalb das Verwirrspiel mit dem Geburtsdatum. Deshalb der betont lässige Umgang mit Fakten und Chronologie wie auch mit seiner Herkunft, die er nicht aufdeckte.

In der *Autobiographie* verschwieg Majakowski seine adlige Herkunft. (Nur in einigen Versen spielte er auf sie an.) Das mag einerseits an den nachrevolutionären Umständen gelegen haben, andererseits an der Diskrepanz zwischen dieser Herkunft und den bedrückenden häuslichen Lebensumständen in der Kindheit und Jugend. Vater wie Mutter stammten aus ärmlichen Verhältnissen. Die Majakowskis, von Haus aus freie Saporoger Kosaken, waren ein altes Adelsgeschlecht. In Wladimirs Geburtsurkunde, die 1902 für die Einschulung ins Gymnasium zur Aufklärung des irrtümlichen Geburtsdatums beschafft wurde, ist der Adelsstand des Vaters eingetragen. Doch der einstige Glanz und Ruhm der Familie waren bereits spätestens seit Jahrhundertmitte endgültig dahingeschwunden. Daher der vom Vater angenommene leicht spöttische Ton, wenn Majakowski später auf die Familiengeschichte zu sprechen kam.

Der Großvater, Konstantin Majakowski, war in den Staatsdienst eingetreten und nach mehreren Posten schließlich nach Transkaukasien versetzt worden. Als Angehöriger des unteren Beamtenstandes verfügte er über nur karge Mittel, um die kinderreiche Familie ernähren und wenigstens den Söhnen eine wenn schon nicht standesgemäße, so zumindest eine ordentliche Schulbildung sichern zu können. Trotz untertänig erbetenen fiskalischen

Zuschusses (ein polizeilich beglaubigtes »Armutszeugnis« war dem Antrag beigefügt) konnte er für den zweiten Sohn, den späteren Vater des Dichters, eine Ausbildung im Gymnasium auf die Dauer nicht finanzieren. Ab der siebenten Klasse besuchte der Sohn lediglich die Realschule, mußte aber auch diese aus Geldmangel vorzeitig verlassen, ohne abgeschlossene Mittelschulbildung. Dem drei Jahre älteren Bruder, der am Petersburger Forstinstitut studiert hatte, verdankte er seine soliden forstwirtschaftlichen Kenntnisse, so daß er schließlich als Förster in den Staatsdienst aufgenommen wurde.



W. Majakowskis Brief an die Schwester Ludmila
2. Februar 1905

Der Mutter Majakowskis, einer geborenen Pawlenko, war nicht einmal ein ordentlicher Schulbesuch vergönnt gewesen. Sie stammte aus einer ukrainischen Familie, die es ins armenische Dshalal-Ogly verschlagen hatte. Ihr Vater hatte als Hauptmann im Kubanischen Infanterieregiment gedient. Er starb 1878 während des Russisch-Türkischen Krieges an Typhus in Erzerum, in jenem fast hundertfünfzig Jahre lang heißumkämpften Landstrich, dessen Eigenheiten Puschkin in seiner *Reise nach Erzerum während des Feld-*

zugs im Jahre 1829 der Nachwelt überliefert hat. Alexandra, das älteste seiner drei Kinder, war gerade erst elf Jahre alt. Ihre Ausbildung konnte nicht fortgesetzt werden, denn die Witwenrente reichte nur notdürftig zum Überleben. So blieb es bei zwei bis drei Jahren Privatunterricht zur Vorbereitung auf das Gymnasium. Sie las gern, zeichnete und interessierte sich für Fremdsprachen.

Die Biographien von Vater und Mutter ähnelten sich in den beiden Grunderfahrungen: permanenter Geldmangel und Bildungsnotstand. Das Elternhaus hatte weder gegen das eine Übel noch gegen das andere wirksame Mittel aufbringen können. Es ist daher verständlich, daß ihre Hauptsorge bei der Erziehung der eigenen Kinder einer guten Schulbildung galt.

Vater und Mutter hatten 1883 in Armenien geheiratet – Wladimir Konstantinowitsch war sechsundzwanzig Jahre alt, Alexandra Alexejewna sechzehn. 1884 wurde Ludmila geboren, 1886 Alexander und 1888 Konstantin. Sechs Jahre nach der Eheschließung wurde der Vater nach Bagdadi versetzt, etwa fünfundzwanzig Kilometer von der Gouvernementshauptstadt Kutaissi entfernt. Hier kam 1890 Olga zur Welt und am 7. (19.) Juli 1893 das fünfte und letzte Kind: Wladimir, genannt Wolodja. Mit der Geburt eines Sohnes und zumal am Namenstag des Vaters – deshalb der gleiche Vorname – war ein sehnlicher Wunsch in Erfüllung gegangen, denn die beiden älteren Söhne waren frühzeitig gestorben – Alexander wenige Wochen nach der Geburt, Konstantin im Alter von drei Jahren. Die finanziellen Mittel der fünfköpfigen Familie waren zu dieser zeit knapp bemessen, obwohl der Vater als Förster ein Waldgebiet von über neunzigtausend Hektar betreute. (Ludmila Majakowskaja spricht in ihren Erinnerungen sogar von dreihunderttausend Hektar.) Die Familie lebte in einer Dreizimmerwohnung, von der ein Raum für das forstamtliche Büro abgetrennt war. Doch das Kind hat diese beengenden Lebensumstände noch nicht empfunden. Das kam erst später.

Über Wolodjas ersten Lebensabschnitt liegen wenig verbürgte Aussagen vor. Die frühesten Kindheitseindrücke waren noch nicht in seinem Gedächtnis gespeichert. So setzt die *Autobiographie* mit Erinnerungsbildern erst zwischen dem dritten und dem vierten Lebensjahr ein, keinesfalls früher. Der Familienbriefwechsel von 1892 bis 1906 ist das einzige authentische Zeitdokument, das einige weiße Flecken in seiner frühen Kindheit aufhellt. Es gibt Einblicke in die natürliche Lebenswelt des Kleinkindes und seine ersten Konflikte mit der Umwelt. Hartes Tagwerk prägte die Atmosphäre in Wolodjas Elternhaus und somit sein Bewußtsein von klein auf. Der Vater war oft tagelang in den Bergen unterwegs oder zur Regelung dienstlicher Angelegenheiten in der Gouvernementshauptstadt. Die Kinder blieben in der Obhut der Mutter, die obendrein die Last des Haushalts – Kochen, Waschen, Nähen, Vorsorge für den Winter – fast ohne fremde Hilfe zu tragen hatte. Da hatte sie weder Zeit noch Muße zu einer ausgedehnten Korrespondenz oder gar zum Tagebuchschreiben.

Fern der Eisenbahnlinie, ohne Post- und Arztstation und auch ohne geregelten Schulbetrieb, verlief das Leben in der Abgeschiedenheit des weit auseinandergezogenen Dorfes einförmig, ohne besondere Ereignisse. Anders für das Kind. Schritt für Schritt eroberte es sich die unbekannte Welt ringsum. All das, was im vergangenen Jahrhundert Reisende aus dem russischen Norden oder aus dem Okzident als exotisch, orientalisch beschrieben haben, war in seinen Augen das natürlich Gegebene.

Das Gouvernement Kutaissi, zu dem das vormals freie Imeretien gehörte, war vorwiegend von Imeriern, auch Imereter oder Imeretier genannt, besiedelt. Die ethnographische Bezeichnung für die hier ansässigen Westgeorgier ist noch heute gebräuchlich. Roderich von Erckert beschrieb in seinem 1887 in Leipzig erschienenen Buch *Der Kaukasus und seine Völker* diesen besonderen anthropologischen Typ: »Die Imerier sind in allen Schichten der Bevölkerung orientalisch schön, mit prachtvoller Gestalt, fein geformter Nase.« Sie seien unternehmender als die übrigen Georgier und bauten im Gegensatz zu ihnen ihre Häuser aus Holz und mit spitzen Dächern. (In einem solchen Haus wurde Wolodja geboren.) Die eigentümlich flache kleine Kopfbedeckung hätten die Imerier nicht abgelegt, obwohl sie ansonsten ihre Kleidung den Georgiern angepaßt hätten. Auch ihre Sprache weise einige Besonderheiten auf, schreibt Erckert.

Alexandra Majakowskaja betonte in ihren erst im hohen Alter aufgezeichneten Erinnerungen, die Majakowskis seien zu jener Zeit die einzigen Russen am Ort gewesen. Die Häuser, umgeben von Obst- und Weingärten, standen weit voneinander entfernt, so daß die Familie keine unmittelbaren Nachbarn hatte. Kontakte ergaben sich vorwiegend über die Arbeit des Vaters, der fließend Georgisch sprach, und dann durch die Kinder. Dem Vater waren achtzehn einheimische Forstaufseher unterstellt. Nur einer von ihnen war Lesgine. Von diesem Imris Raim-Ogly ist in dem Briefwechsel mit den Töchtern in den späteren neunziger Jahren häufig die Rede. Er war zusammen mit dem Förster aus dem Armenischen nach Bagdadi gekommen, sprach russisch und wurde von der ganzen Familie sehr gemocht. Notfalls beaufsichtigte er auch mal die Kinder, was ihm die scherzhafte Bezeichnung »Onkel Kinderfrau« einbrachte.

Das Ohr des Kindes gewöhnte sich von klein auf an die fremden Laute ringsum. Forstarbeiter gingen im Büro des Vaters ein und aus. An festgesetzten Tagen holten sich die Weinbauern aus der Umgebung vom Förster einen Holzschein. Dann drängten sich vor dem Haus die hohen zweirädrigen Karren, die die Neugier des kleinen Jungen erregten.

Georgische Kinder kamen durch die beiden Schwestern ins Haus. Ludmila war neun Jahre älter, Olga nur drei. So blieb es nicht aus, daß auch der kleine Bruder schon frühzeitig, gleichsam im Spiel, georgische Wörter verstand und sprach. Georgisch schreiben und lesen hat er nicht gelernt, wie er überhaupt wenig Geduld fürs Erlernen fremder Sprachen aufbrachte. Zwar hatte er anfangs im Gymnasium recht gute Zensuren in Französisch und

Deutsch, aber die Grammatik und das Vokabellernen ödeten ihn an. In einem Brief an die Schwester vom 14. Juli 1907 gesteht der Vierzehnjährige, wie lästig ihm das Sprachenlernen ist: »... ich mache Schulaufgaben und schimpfe auf Gott wegen des babylonischen Durcheinanders. Er wollte den Turm zerstören, und so verwirrte er die Sprachen; und seinetwegen leide ich nun und mache Schulaufgaben; Gott hat nicht die geringste Logik!« So ist dann von dieser Paukerei nicht viel im Gedächtnis haften geblieben, beklagte er doch später, als er nach Deutschland und Frankreich fuhr, diesen empfindlichen Mangel. Mit dem Georgischen verhielt es sich anders. Das war die gesprochene Sprache von Menschen, mit denen er Umgang hatte. Er prägte sich ihre Laute wie die Laute seiner Muttersprache ein, im tagtäglichen Gebrauch. Und so blieben sie ihm vertraut. Noch Jahrzehnte später, auf seinen öffentlichen Lesungen in Tbilissi, verblüffte er seine Zuhörer, als er sie in Georgisch anredete.

Das kleine Kind unterschied noch nicht zwischen Russen und Fremden. Als gleiches unter Gleichen wuchs es mitten unter ihnen auf. Der Übersetzer Hugo Huppert wie der Forscher Viktor Perzow haben aus dieser natürlichen Lebenssituation auf seinen späteren Internationalismus geschlossen. Dies ist gewiß zu weit gegriffen. Aber, bezogen auf die Majakowskis, ergibt sich aus allen überlieferten Briefdokumenten und Erinnerungen ein ähnlicher Eindruck, wie ihn von Erckert vom Zusammenleben der verschiedenen Völker in Transkaukasien vor über einem Jahrhundert aufgrund eigener Beobachtungen an Ort und Stelle gewonnen hatte: »Den bekriegten und besiegten Bergvölkern hat der Russe vieles entlehnt und lebt mit ihnen zwanglos und harmlos; der Gegensatz ist mehr nur ein politischer und religiöser, als ein nationaler und sozialer.« Nun traf dieses harmonische Bild keinesfalls generell auf alle russischen Amtspersonen und Militärs zu. Aber in Wolodjas Elternhaus war der Umgang mit den Bewohnern von Bagdadi und Umgebung ungezwungen, und Freundschaften knüpften nicht nur die Kinder untereinander, sondern auch die Erwachsenen. Einige Gewohnheiten, so die schon fast sprichwörtliche Gastfreundschaft der Eltern, waren von den georgischen Sitten beeinflußt. All das prägte natürlich das Kind, seine Einstellung zu den Leuten, die daheim ein- und ausgingen, ob Russe, Georgier, Armenier oder Lesgine. Die Unterschiede in der Lebens- und Denkart wie im Traditionsverständnis traten erst später in sein Blickfeld, als in dem unruhigen Jahr 1905 im Zuge der politischen und sozialen Auseinandersetzungen im Gouvernement Kutaissi auch die nationalen Gegensätze mit erneuter Heftigkeit wieder aufbrachen.

Es wurde oft herumgerätselt, warum der in Transkaukasien aufgewachsene Dichter keine Naturlyrik geschaffen hat, warum ein Grunderlebnis der Kinderjahre, die bizarre Landschaft mit ihren schroffen Gegensätzen, nicht in seine poetische Bildwelt eingegangen ist. Die Kontrastbeispiele Puschkin und Lermontow, ihre Kaukasus-Gedichte, sind zumeist der Maßstab für solche Erwägungen. Hugo Huppert leitet von der Tatsache, daß die imereti-

sche Heimatwelt auf den Halbwüchsigen keinen eigentlich poetischen Reiz ausgeübt habe, ein erstes Anzeichen seines Urbanismus ab. Er räumt zwar ein, daß die kaukasische Bergwelt als »Naturmilieu des Alltags« an der Herausbildung seiner Dichterpersönlichkeit durchaus mitgewirkt, für ihn jedoch »die Anziehungskraft des Fernen und Unbekannten« verloren habe, die, so meint Huppert wohl, die Naturgedichte der anderen hervorgebracht hat. Was für Naturbilder waren es aber dann, die die spätere künstlerische Sicht auf die Welt bereits im Kleinkind vorgeformt haben?

Allem Anschein nach verdankte Majakowski schon seinen frühesten Kindheitseindrücken die Entdeckung des Raumes als eines Welten-Raumes. Die weltenüberschreitenden Visionen in seiner Verskunst, die von den mehrdimensionalen Raumvorstellungen der russischen Avantgarde-Künstler angeregt waren, verarbeiteten frühe Raumempfindungen und -bilder, »Bewußtseinsfragmente«, derer er sich aber später nur zum Teil auch bewußt war. Bagdadi liegt in einem tiefen Tal, das von drei Seiten von hohen spitzen Berggipfeln umgeben ist. Durch das Tal fließt das wilde Gebirgsflüßchen Chanis-Zchali, das in den Familienbriefen häufig erwähnt wird. Sein ungestümes Rauschen und Plätschern unmittelbar hinter dem Wohnhaus gehörte zu den ersten akustischen Naturerlebnissen genau so wie das allnächtliche Heulen der Schakale. Dieses jagte dem Kind Furcht ein, jenes weckte Phantasie, lockte in die Ferne, dem Lauf des Wassers zu folgen. Die Schritte eines Kleinkindes sind noch kurz bemessen. Der Vater, Imris, die Forstaufseher ritten in die Berge und kehrten oft erst nach Tagen zurück, unter dem Eindruck überstandener Strapazen und Gefahren. Die spannenden Schilderungen des Vaters reizten Wolodjas Neugier auf die Bergwelt ringsum.

Über Majakowskis erste Höhenerfahrungen wissen wir nicht mehr als das, was in der *Autobiographie* steht: »Über den Wäldern sind Berge. Ich wuchs heran. Lief auf den höchsten. Nach Norden hin wird das Gebirge flacher. Im Norden ist ein Einschnitt. Bildete mir ein – da ist Rußland. Es zog mich unvorstellbar dorthin.« Und etwa siebenjährig, als der Vater begann, ihn in den gebirgigen Forst zu Pferde mitzunehmen, tat sich vor ihm, hoch oben auf einem Gebirgspaß, völlig unerwartet ein lichtüberflutetes Tal auf: »Im sich auflösenden Nebel unter unseren Füßen war Tageshelle, Elektrizität! Die Faßfabrik des Fürsten Nakaschidse. Seit der Elektrizität interessierte ich mich nicht mehr für die Natur. Eine unvollkommene Sache.« Das Kind war sich dieses Wandels gewiß nicht bewußt, auch wird sich dieser nicht so rasch vollzogen haben. Erst der knapp dreißigjährige Dichter deutet das unvergeßliche Kindheitserlebnis, künstlerisch überhöht, als eine Grunderfahrung, die erkläre, warum ihn von Menschenhand Erschaffenes schließlich stets stärker beeindrucke als natürlich Entstandenes. Gleichzeitig benutzt er dieses Erlebnis als Begründung seines Kunstkonzepts, der schroffen Abgrenzung von pantheistischer Naturauffassung.

Es ist häufig die Rede von »verdrängter Natur« in Majakowskis Dichtkunst, von einem radikalen Bruch mit der hochentwickelten russischen

Naturlyrik des neunzehnten Jahrhunderts. Sein Mensch-Natur-Verhältnis war jedoch einfach anderer Art, war geprägt von den Lebensumständen der in Bagdadi verbrachten ersten Lebensjahre und von seiner individuellen Veranlagung, wie er seit der Kindheit die Welt wahrnahm.

Die erste Erfahrung der Welt als eines kosmischen Raums konnte sich nur hier, im Kaukasus, ereignet haben, in diesem weiträumigen Tal wie von Bergeshöhen. Vom Vater lernte er, sich nach den Sternen zu orientieren. Von ihm erfuhr er ihre Namen und viele Geheimnisse, die die Menschen seit altersher in die Sternbilder hineinlegen. Der Große Bär und die Milchstraße waren ihm seit früher Kindheit ebenso vertraut wie Sonne und Mond, wie die fernen Berge und das sich dahinter ausdehnende Land. Ein Sich-Ergötzen an Natur-Schönheit war seinem Wesen fremd. Das an Phantasie reiche Kind unterschied nicht zwischen irdischer und kosmischer Natur. Seine Gedanken wanderten von einem Punkt zum anderen, übersprangen Raum- und Zeitschranken und erschauten ein riesiges Weltenhaus, in dem das Ich wohnte und sich frei bewegte. Das übergangslose Hin und Her zwischen irdischer und kosmischer Welt in den späteren Dichtungen schöpfte aus der phantastischen Spiel- und Bilderwelt der Kinderzeit. Das war keine Verdrängung der Natur schlechthin, sondern die Gleichsetzung von Natur und Universum, das alles umfaßt: Berge, Flüsse und Täler, Bäume und Blumen, Planeten und Sterne. Ein Universum, das bevölkert ist von Mensch und Tier, bewohnt von biblischen wie der eigenen Phantasie entsprungenen Gestalten.

Die Natur in diesem weiteren Sinn weckte und beförderte Wolodjas Einbildungskraft. Seine intensive Beschäftigung mit den Himmelskörpern setzte erst später ein, etwa mit neun Jahren, als er in der Zeitschrift *Rund um die Erde* eine Karte des Sternenhimmels entdeckte und sie eifrig studierte. Abends habe er dann rücklings im Garten gelegen, erinnerte sich die älteste Schwester, und die Konstellation der Sterne beobachtet. Kurze Zeit zuvor hatte eine von Wissenschaftlern errechnete Naturkatastrophe die Welt in fürchterliche Unruhe gestürzt. Für den 1. November 1899 sagten die Zeitungen den Zusammenstoß des Halleyschen Kometen mit der Erde und einen gewaltigen Sternschnuppenfall voraus. Diese die Welt umkreisende Nachricht drang auch bis nach Bagdadi. Die Mutter beruhigte im Brief vom 27. Oktober die beiden Töchter in Tiflis, es werde schon nicht so schlimm kommen. Vor Wolodja wird die allgemeine Erregung nicht zu verbergen gewesen sein.

Das vorausgesagte, aber nicht eingetroffene Naturereignis lenkte das Interesse der Öffentlichkeit stärker denn zuvor auf die wissenschaftliche Erforschung des Kosmos. Vor allem die Jugend befaßte sich mit Kosmologie, so auch Wolodjas Kusine Sascha in Kutaissi. Vermutlich bestand ein Zusammenhang zwischen ihren Studien und Wolodjas Drang, Genaueres über den Weltraum zu erfahren. Und sicherlich verdrängte dieser neue Wissensbereich, den er sich erschloß, erst einmal die Tagträume der frühen Kindheit in dem Maße, wie mit zunehmender Bildung der Glaube an die

Märchenwelt im kindlichen Bewußtsein erschüttert wird. Das »Geheimnis« der Gestirne und ihres Laufs – ihr Einfluß auf das Geschick der Erde, des einzelnen Menschen – beschäftigte ihn zeitlebens. Die Anfänge, in kosmischen Dimensionen zu denken, sowie der Versuch, die christliche Zeitvorstellung zu überwinden, reichen bis in die in Bagdadi verbrachte Kindheit zurück.

Die erste Behausung, an die sich Majakowski später noch genau erinnerte, war eine geräumige Fünfzimmerwohnung, die von der Familie im September 1899 bezogen wurde. (Das Förstergehalt war erhöht worden.) Sie verschaffte der Mutter allerhand Erleichterungen im Haushalt und schützte besser vor den kalten Winden. Wolodja war sechs Jahre alt. Der besondere Reiz für das Kind – deshalb die Erwähnung in der *Autobiographie* – bestand weniger in den erleichterten Lebensbedingungen, die von den Eltern genossen wurden, als vielmehr in der »romantischen« Lage. Das zweistöckige Haus (die obere Etage bewohnten die Majakowskis, in der unteren war eine Weinkelterei) befand sich auf dem Gelände einer ehemaligen Festung. Die Türken hatten sie 1703 erbaut. Nach der Einnahme Imeretiens durch die Truppen des russischen Zaren gegen Ende des 18. Jahrhunderts diente sie anfangs nur noch zur Verteidigung der neueroberten Gebiete, verlor aber bald mit der Ausdehnung des russischen Hoheitsgebiets ihre Bedeutung und verfiel. Zu Wolodjas Zeiten standen lediglich noch die Reste der von Schießscharten durchlöcherten Festungsmauer. Das Mauerwerk und der es umschließende Wallgraben werden bald zu einem beliebten Spielplatz des Jungen, zum Leidwesen der Mutter, die ihn ungern aus den Augen verlor.

Der Familienkreis war inzwischen merklich zusammengeschrumpft. Ludmila lernte bereits seit 1893 in einem Tifliser Internat und war nur in den Ferien daheim. (Die Kosten für die Ausbildung hatte auf ein Gesuch des Försters hin der Fiskus übernommen.) Für Wolodja war das die Normalität. Als aber Olga, seine engste Spielgefährtin, solange er sich denken konnte, in diesem Sommer 1899 in das gleiche Internat eingeschult wurde und er plötzlich die meiste Zeit über mit der Mutter allein zu Hause zurückblieb, kam es zu ersten Konflikten. Das hochsensible Kind litt unter dieser Veränderung stärker, als es die Erwachsenen gewahr wurden, obwohl sie neue Züge an ihm bemerkten.

Wolodja zeigte Charakter und wollte nicht mehr als kleiner Junge behandelt werden. Auf einem Foto aus dem Jahre 1900 stellt er sich dem Fotografen in selbstbewußter Pose, bekleidet wie ein Großer mit locker fallendem Hemd, Kniehosen und weichen Lederstiefeln mit biegsamer dünner Sohle, wie sie die Georgier trugen – alles wunschgemäß von der Mutter geschneidert bzw. besorgt. Es war dies die Zeit, da er sich eine eigene Welt aufzubauen begann. Anfangs, nach Olgas Abreise, ging er der Mutter nicht von der Seite, bat sie, ihm etwas vorzulesen. Er langweilte sich, wurde störrisch, launisch, wußte nichts mit sich anzufangen. Im Freien allein herumzulaufen, war er noch nicht gewohnt. Er finde kein stilles Eckchen, wo er zur

Ruhe kommt, heißt es im Brief des Vaters an Ludmila vom 18. Oktober 1899, wolle sich das aber nicht eingestehen. Und die Mutter fügte hinzu, daß er die Nähe der Forstaufseher suche, sich öfters in der Küche aufhalte und mal mit dem einen, mal mit dem anderen rede. Zu dieser Zeit festigte sich ein Charakterzug, den die Eltern schon früher an Wolodja beobachtet hatten. Er spielte wenig mit Gleichaltrigen und suchte die Gesellschaft von Älteren. Als letztes Kind war er daran gewöhnt, überall der Jüngste zu sein. Er hatte eine rasche Auffassungsgabe, prägte sich Gehörtes schnell ein und fand besonderen Gefallen daran, wenn er deswegen gelobt wurde. Bereits mit fünf Jahren kannte er viele Verse auswendig. Besonders gern mochte er Gedichte von Puschkin, Lermontow, Nekrassow und Maikow. Mit Vorliebe mischte er sich unter die erwachsenen Gäste der Eltern, wenn sie als Gesellschaftsspiel Gedichtanfänge aufsagten, die ein anderer ergänzte. Solche Spiele betrieb er mit großem Eifer und Ernst, und es war mitunter schwer, ihm Einhalt zu gebieten. Er hatte Freude an gebundener Rede und am gereimten Wort, aber nicht minder am spielerischen Umgang mit dem Wort. Und offenbar reizte ihn bereits damals als kleines Kind, sein Gedächtnis zu erproben und zur Schau zu stellen. Seine vielbeschriebene Schüchternheit und Verschlossenheit fiel in solchen Augenblicken von ihm ab.

Wolodja spielte wie alle Kinder Lotto, Dame und Karten – von Imris lernte er ein georgisches Kartenspiel, später in Kutaissi von Soldaten russische. Er spielte auch gern mit Einsatz. Beim Damespiel gewann er so manche fremdländische Briefmarke, die er sorgfältig in ein Album einklebte. Es dürfte schwerfallen, von solchen kindlichen Spielen die spätere Spielleidenschaft Majakowskis abzuleiten. Für seine charakterliche Entwicklung indessen blieben diese Spiele nicht ohne Folgen. Der reine Zeitvertreib und die Freude am Wagnis vermischten sich mit dem Drang, die eigene Willensstärke und Ausdauer im Kreise Älterer bestätigt zu finden und sich bei ihnen Geltung zu verschaffen. Eine Charaktereigenschaft, die ihn in späteren Jahren nicht selten in Bedrängnis brachte.

Die Eltern beunruhigte zu dieser Zeit seine Unrast, die rasch abflauende Begeisterung für eine bestimmte Beschäftigung. Es war Zeit, Wolodja zum regelmäßigen Lernen anzuhalten. Eine geeignete Schule gab es in Bagdadi nicht, und für einen guten Privatlehrer, der nur von außerhalb besorgt werden konnte, reichten die finanziellen Mittel nicht aus. So kaufte die Mutter ein Lesebuch, *Die Muttersprache*, und begann, mit ihm zu lesen und zu schreiben, wie dies in ihren Kreisen damals gang und gebe war. Wolodja kannte bereits das Alphabet, das er bei Olgas ersten Leseversuchen nebenbei mit gelernt hatte. Das systematische Lernen hingegen machte ihm gar keinen Spaß. Dem Unterricht der Mutter widmete er sich nicht mit dem nötigen Ernst und bat sie weiterhin, ihm etwas vorzulesen. Obendrein vertrieb das Buchstabieren auch nicht die Langeweile. So trugen sich die Eltern mit dem Gedanken, Wolodja von einem Lehrer auf das Gymnasium vorbereiten zu lassen. Das aber bedeutete: Übersiedlung nach Kutaissi.

Im September 1900 entschieden sich die Eltern zu folgender Zwischenlösung: Die Mutter wohnte mit Wolodja in Kutaissi bei einem Tierarzt zur Untermiete, dessen Frau dem Jungen täglich drei Stunden Unterricht gab. Der Vater blieb in der großen Wohnung in Bagdadi zurück, anfangs mit der Schwiegermutter, und kam häufig an den Wochenenden nach Kutaissi. Die beiden Töchter lebten weiterhin in Tiflis im Internat. Die Familie war in drei Teile zerrissen. Alle litten unter diesem Zustand fürchterlich. – Erst 1902 wurde die große Wohnung aufgegeben, und die Familie zog mit all ihrem Hab und Gut nach Kutaissi, zumal inzwischen auch Olga aus gesundheitlichen Gründen hier ihre Schulbildung fortsetzte, der Vater verlegte seinen Arbeits- und Wohnsitz in ein kleines Dorf in der Umgebung von Bagdadi.

Die Mutter, eine warmherzige, aber vom Wesen her verschlossene Frau, hat anfangs, bis auf knappe Andeutungen, diesen Zustand in den Briefen an Ludmila nicht beklagt. Ihr Sinnen und Trachten war nur darauf gerichtet, den Ihren Mut und Kraft zuzusprechen und trotz der mißlichen, beengten Lebensumstände in Kutaissi allen das Leben zu erleichtern. Dabei war sie erst dreiunddreißig Jahre alt, also eine junge Frau, die sich alle Lebensfreuden versagen mußte und von der harten Arbeit schon ausgezehrt war. In völliger Selbstaufgabe schinderte sie für die Familie bis in die Nacht hinein und war in ständiger Sorge um die Gesundheit der Kinder, die sie vor den gefährlichen Epidemien schützen wollte, ohne diese abwenden zu können. Wolodja erkrankte 1902 im Verlaufe eines halben Jahres an Diphterie und Typhus. Die Angst der Mutter war qualvoll, hatte sie doch schon zwei Söhne verloren.

Der Vater, ein temperamentvoller und zuweilen aufbrausender Charakter, verhehlte nicht seinen Töchtern, wie schwer die Einsamkeit auf ihm lastete. Scherzhaft nannte er sich einen Robinson. Dahinter steckte zugleich eine pädagogische Absicht. Die Kinder sollten wissen, welche Entbehrungen die Eltern auf sich nahmen, um durch eine gründliche Ausbildung den Töchtern wie dem Sohn eine im Vergleich zu ihnen gesichertere Lebensgrundlage zu geben. Das Alleinsein wie das ständige Hin- und Herpendeln verbrauchten jedoch seine Kräfte und schwächten seine Gesundheit. Er alterte frühzeitig, wurde gereizter, was das Verhältnis vor allem zu den beiden jüngeren Kindern trübte.

Wolodja hatte noch wenig Gespür für die Befindlichkeiten der Älteren. Er war quasi über Nacht aus seinem gewohnten Lebenskreis herausgerissen worden. Kutaissis Straßen waren eng und staubig. Die Luft stand zwischen den Häusern. Das Gebirge war abgeflacht und in die Ferne gerückt. Das verschlossene, halbwilde Naturkind fühlte sich in der Kleinstadt wie in einen Käfig gesperrt. Der Tierarzt führte in seinem Heim ein strenges Regiment und duldete nicht Wolodjas freies Herumspringen in Haus und Hof. Der Junge hatte die Scheu vor der Lehrerin schnell überwunden, lernte bei ihr mit guten Ergebnissen, obwohl ihn das Stillsitzen viel Mühe kostete, und fand auch bald Freude am selbständigen Lesen. Aber sein Freiraum

war derart eingeschränkt, daß es wohl schon bald zu ernsthaften Konflikten oder Gefährdungen seiner Persönlichkeitsentfaltung kam. Genaueres ist nicht überliefert. Nach einem Jahr wechselte die Mutter Zimmer und Lehrerin und schuf dadurch etwas günstigere Bedingungen für sich und das Kind.

In der Rückerinnerung hinterließen diese Jahre bei Majakowski einen schalen Bodensatz. Die *Autobiographie* ist nicht dazu angetan, den Ursachen auf den Grund zu kommen. Der Autor hielt sich bedeckt, damit nichts Psychologisches an die Oberfläche drang. Die ironische Sprachebene verhüllt das Ich. Nur in den lyrischen Texten tritt es hie und da unverhüllt hervor. Im Poem *Darüber* von 1923 erinnert sich der Dichter an seine ersten Lebensjahre:

In der Kindheit
– am Boden vielleicht –
finde ich
nur zehn
erträgliche Tage …

Dieses künstlerische Bild, das Majakowski nicht entschlüsselt, deckt sich nicht mit den Erinnerungen der Mutter. Für sie war gerade die Zeit in Bagdadi und selbst noch in Kutaissi, trotz der tagtäglichen Mühen und der beschwerlichen Krankheiten, die glücklichste Zeit in ihrem Leben. Die inneren Bindungen zwischen Eltern und Kindern, auch über Trennungen hinweg, und das fest gefügte Zuhause, das alle gemeinsam in den Schulferien besonders genossen, prägten die in Georgien verlebten Jahre. In ihrem Gedächtnis war das dortige Heim ein Hort der Geborgenheit.

Wolodja nahm die neuen Lebensumstände in Kutaissi anders wahr. Sorgen und Kümmernisse ganz eigener Art bedrückten ihn. Er war entwurzelt. Er hatte das »Haus« verloren, seine frühkindliche Welt. Der Freiraum, den er sich im letzten Jahr in Bagdadi allein oder mit dem Vater Stück für Stück erobert hatte, war plötzlich verschwunden. Zum ersten Mal hatte er das Empfinden, hauslos zu sein, ein Zustand, unter dem er mit den Jahren immer mehr litt und der ihm schließlich auch zum Verhängnis wurde. Majakowski war sich bewußt, daß dieses Empfinden von der Kindheit herrührte. Der plötzliche Tod des Vaters war nicht die Ursache, wie meist angenommen wird. Er verschlimmerte nur den Zustand, der bereits sechs Jahre zuvor eingesetzt hatte.

Mit der Übersiedlung nach Kutaissi war das normale Familienleben gestört. Die Mutter, an der Wolodja sehr hing, konnte trotz aller Bemühungen die entstandenen Lücken nicht schließen. Der Vater hatte den harten Alltag durch seine frohe Natur, seinen Sinn für Humor und seine Neigung zu Geselligkeit belebt. An den kurzen Wochenenden in Kutaissi konnte er nicht mehr der sein, der er dem Jungen in Bagdadi gewesen war, als sie

gemeinsam in die Berge ritten. Der Raum war viel zu beengt, die Lebensweise in einer fremden Wohnung viel zu beschwerlich. Nur in den Ferien, daheim in der »Festung«, da lebten die alten Gewohnheiten für kurze Zeit wieder auf. »Am 20. kamen Mama und Wolodja nach Bagdadi«, heißt es in einem Brief des Vaters an Ludmila vom 29. November 1900, »sie haben Gänse geschlachtet und eingesalzen, und wir werden sie für Weihnachten in den Rauch hängen. Besonders zufrieden mit der Fahrt war Wolodja. Er ist nach Herzenslust auf dem Wall herumgetollt und auf seinem Pferd geritten.« Mit der endgültigen Übersiedlung nach Kutaissi 1902 schwand diese heimische Umgebung gänzlich aus seinem Leben. Die Ferienwochen im neuen Domizil des Vaters blieben im Vergleich zu früher nur ein Ersatz. Die alte Vertrautheit stellte sich nicht mehr ein.

Das herangewachsene Kind kam sich in Stich gelassen vor. Zunächst von Olga, dann vom Vater. Es nahm neue Gewohnheiten an, suchte sich Freunde und entfremdete sich mehr und mehr der Welt seiner frühen Kindheit. Im September 1902 wird es ins Gymnasium, zunächst in die Vorbereitungsklasse, eingeschult. Und nichts deutet zu dieser Zeit darauf hin, daß es noch besondere Freude daran empfunden hätte, sich selbst, fremde Verse nachsprechend, hervorzutun oder die eigene Stimmkraft zu erproben. So war der Fünfjährige in einen zum Trocknen aufgestellten riesigen Tonkrug gekrochen, wie sie die Weinbauern zur Aufbewahrung des Weines in die Erde eingruben, hatte Verse aus Apollon Maikows Gedicht *Der Hirte* rezitiert und sich an dem hellen Klang der eigenen Stimme erfreut. Olga sollte bezeugen, wie wunderbar es selbst noch aus der Entfernung tönte.

Die spielerischen Vers-Gedächtnis-Übungen wie einst in Bagdadi hatten ihren Reiz verloren. Damals hatte der Vater seinen kleinen Sohn zu solchen Einfällen angespornt. Die Schwestern erinnerten sich, daß der Vater ganze Teile von Puschkins Versroman *Eugen Onegin* auswendig kannte, ab und an mit kräftiger Stimme beliebte Verszeilen in seine Rede einflocht und daß er häufig mit Wolodja Gedichte einübte. Auch hatte er Spaß an allerlei Wortspielen, am Zusammensetzen verschiedener Silben zu neuen Wortverbindungen. Majakowski habe diese Veranlagung vom Vater, heißt es in einschlägigen Darstellungen. Anlagen waren gewiß vorhanden. Aber im Vorschulalter war wohl eher der Nachahmungstrieb am Werk, der Hang, es dem Vater gleichzutun. Diese Anregungen flauten ab. Anzeichen einer »Reim- und Versewut«, an die sich Goethe im Alter erinnerte, gab es in seiner Kindheit nicht. Dergleichen überfiel ihn zum erstenmal in der Einzelhaft der Butyrka.

Die ersten Jahre im Gymnasium brachten Wolodja eine Fülle neuer Eindrücke und waren mit vielerlei Beschäftigungen ausgefüllt. Mal fesselten ihn Holzsägearbeiten, mal fand er Gefallen am Balalaika- oder Gitarrenspiel. Aber das alles war meist nur von kurzer Dauer. Das wichtigste Ereignis für seine geistige Entwicklung war die Entdeckung des Buches. Wolodja begann zu lesen. Das erste Buch, das er verschlang, war *Don*

Quijote, sicherlich eine Ausgabe für Kinder. An das Vergnügen, das ihm die Lektüre bereitet hatte, erinnerte er sich noch später. Eine Zeitlang las er nur utopische und abenteuerliche Literatur. Bücher von Jules Verne und James Fenimore Cooper holte er sich aus der Bibliothek. Die Indianerleidenschaft packte ihn, und zusammen mit einigen Schulfreunden spielte er auf dem Hof »Indianer«.

Elternhaus und Schule führten Wolodja in die Welt der russischen Literatur ein. Puschkin war zu dieser Zeit bereits in den Klassikerstand erhoben worden. Leo Tolstoi rüttelte von Jasnaja Poljana aus an das Gewissen der Menschheit und zerstritt die öffentliche Meinung in zwei Lager. Leskows und Tschechows Erzählungen fanden über die Literaturbeilagen der »dicken« Zeitschriften einen breiten Leserkreis. Gorkis Name begann sich einzuprägen. Die Mutter pflegte damals in Kutaissi die Tradition gemeinsamer Leseabende in kleinem Freundeskreis. Wolodja hörte aufmerksam zu. Längere Textstellen mehrfach gelesener Autoren kannte er bald auswendig. Mehr ist nicht überliefert – weder was er besonders intensiv verarbeitete und in sich aufnahm, noch ob er, sich bildend, eine eigene Urteilskraft erkennen ließ, die auf spätere literarische Neigungen schließen ließe. Gogol und Tschechow waren wohl eine Ausnahme; aber das ist auch nur aus dritter Hand und aus späterer Sicht übermittelt.

Es ist sicher müßig, vom Umfeld der Schriftstellernamen und Bücher, von denen Ludmila Majakowskaja in ihren Erinnerungen spricht, etwaige Rückschlüsse auf ein besonders entwickeltes intellektuelles Niveau oder gar auf einen eigenständigen künstlerischen Geschmack des zehn- bis zwölfjährigen Wolodja ziehen zu wollen, aber das Interesse für figürliche Sprachbilder wurde zweifellos bereits in der Familie geweckt. Tiefgründige ästhetische oder kulturphilosophische Probleme wurden allerdings in diesem Kreis nicht diskutiert. Es gibt zumindest keinerlei Anzeichen dafür. Insofern unterschied sich die Atmosphäre in Wolodjas Elternhaus von dem geistigen Klima, in dem fast gleichaltrige Dichter wie Boris Pasternak, Ossip Mandelstam oder Marina Zwetajewa aufgewachsen waren, ganz erheblich.

Die ersten Jahre in Kutaissi engten Wolodjas Freiräume spürbar ein, weiteten jedoch seinen Gesichtskreis auf verschiedenen Wissensgebieten. Das Buch öffnete seinen Blick auf die Welt, auf ihre Geschichte wie auf die jüngsten Geschicke der Menschen jenseits der kaukasischen Bergwelt und weckte sein Interesse für Rußland. Gelesenes belebte seine Einbildungskraft, formte sich zu Bildern, die Majakowski in späteren Jahren neu hervorbrachte.

Eine unversiegbare Quelle seiner bildhaften Vorstellungen war die Bibel, das Alte und das Neue Testament. Aus ihr schöpfte der junge Dichter ein Jahrzehnt später unzählige Stoffe, Motive, Metaphern. Schon das Kind projizierte die biblische Geschichte auf die Alltagswelt und erlebte sie als reale Vorgänge, befreit aus der Hülle von Wundern und Mythen. Den Fluch Gottes nach Adams Sündenfall, »Im Schweiße deines Angesichts sollst du

dein Brot essen«, fand er ganz in der Ordnung: »Im Paradies hat Adam nichts getan. Jetzt aber wird er arbeiten und essen. Jeder muß arbeiten.« Besonders verblüffte den Popen im Religionsunterricht seine Frage: »Sagen Sie, Väterchen, wenn die Schlange nach dem Fluch anfing, auf dem Bauch zu kriechen, wie hat sie sich dann vor dem Fluch fortbewegt?«

Die unmittelbare Vorstellungskraft, mit der Wolodja die altertümlichen Bilder in sich aufnahm, stützte sich auf lebendige Anschauung. Die Lebensart und die Sitten, die Kleidung und die Wohnstätten der Imeretier, unter denen er seine frühe Kindheit verbracht hatte, hatten noch vielfach Züge von alters her bewahrt. Wer wie von Erckert aus dem Okzident in den Kaukasus kam, hatte das Empfinden, ihm treten Bilder und Figuren des Alten Testaments entgegen, im schroffen Gegensatz zu den »hohen Kulturmitteln« des Abendlandes, zur Eisenbahnschiene, die diese altertümlich anmutende Lebenswelt der Kaukasier durchschnitt. In Bagdadi herrschte noch Naturalwirtschaft. Jedes Hauswesen mußte Mais, das wichtige Nahrungsmittel »lobio« (Bohnen) und Gemüse selber anbauen und Geflügel halten. Brot gab es auf dem Basar. Vieh wurde selten geschlachtet. Hammelfleisch wurde daher nur zu besonderen Jahreszeiten feilgeboten. Milch, Butter, Käse und Kartoffeln mußte man sich, wenn sie nicht selbst erwirtschaftet wurden, von den Weideplätzen und den Ackerbauern beschaffen. Es nimmt folglich nicht wunder, daß in Wolodjas Vorstellungskraft Vergangenes und Gegenwärtiges ineinander übergingen.

Glaubte Wolodja an Gott? Das eine war das in Religionskunde vermittelte Wissen, war die Gewohnheit, den Namen Gottes im Munde zu führen, ein anderes tiefe Gottgläubigkeit, verbunden mit einer engen Bindung an die Russische Orthodoxe Kirche. Jenes formte das Weltbild des Kindes, dieses spielte im Familienleben eine untergeordnete Rolle. In ihren Erinnerungen verneint Ludmila Majakowskaja eine Beziehung zum Glauben im Elternhaus: »Wolodja brauchte nicht Kirchenslawisch zu lernen. Zu Hause hatten wir keine Bücher religiösen Inhalts. Gebete brauchten wir nicht zu sprechen. In unserer Familie war nämlich nur die Großmutter gläubig. Weder Papa noch Mama glaubten an Gott, sie hielten sich nicht an religiöse Riten. Außer der Großmutter betete, fastete niemand. In die Kirche ging man nur Ostern zusammen mit Freunden zur Frühmesse und betrachtete das mehr als eine Zerstreuung. Wolodja stand einmal mit einer brennenden Kerze hinter mir, schlief ein und versengte mir das Kleid.«

Ludmila vereinfachte. Gewiß, es war die Großmutter, die der Mutter Vorhaltungen gemacht habe, daß sie die Kinder nicht zu gläubigen Menschen erziehe, mit ihnen nicht faste und nicht in die Kirche gehe. Die Mutter indessen hatte der Tochter am 18. Februar 1901 in einem nach Tiflis geschickten Brief mitgeteilt, daß sie sich mit Wolodja auf das Sakrament der Buße vorbereitet und gefastet habe und mit ihm zur Kommunion gegangen sei. Zu diesem Anlaß habe sie ihm einen neuen Anzug genäht. Im gleichen Satz gratulierte sie den Töchtern zum Empfang der heiligen Sakramente.

Der Entschluß der Mutter, ihre Kinder auf die erste Kommunion vorzubereiten, könnte unter dem Druck der Großmutter erfolgt sein. Aber auch noch nach deren Tod, November 1902, finden sich in den Briefen der Eltern an Ludmila hin und wieder Formulierungen wie »Bete zu Gott« oder »Ich bete zu Gott«. Die Rede ist auch vom Tod des Hausgeistlichen in Bagdadi, eines Georgiers.

Tiefe Frömmigkeit herrschte nicht im Elternhaus. Man sagte sich nicht von Gott los, hielt es aber nicht streng mit der Kirche wie mit der Glaubenslehre. »Mama erzählte«, erinnerte sich Ludmila, »als sie zehn Jahre alt war, brachte man große Bilder religiösen Inhalts nach Dshalal-Ogly, lithographische Blätter. Auf einem war die Sintflut dargestellt. In der Mitte saß auf einer Erhöhung Gott Zebaoth, ringsherum tobten die Wellen und in ihnen kämpften Menschen mit angstverzerrten Gesichtern mit den Elementen. Und Gott wirft sogar Säuglinge in die Wasserstrudel. Auf einem anderen Bild war das Jüngste Gericht mit den Sündern dargestellt – sie brennen auf offenen Feuern, Teufel braten und kochen sie in der Hölle.« Die Mutter habe schon damals an einen so grausamen Gott, der sich erbarmungslos an den Menschen und sogar an Kindern rächt, nicht mehr glauben können.

Majakowskis Auflehnung gegen einen rächenden Gott, der die schon auf Erden gequälte menschliche Kreatur ohne Erbarmen straft, rührt zweifellos von der Kindheit her. Dieses Motiv gipfelt in seinem Frühwerk in der Anklage des Zwanzigjährigen:

> Er ist Gott,
> aber er schreit nach grausamer Vergeltung.

Einen Gewissenskonflikt zwischen Glauben und Nichtglauben hat er jedoch nicht durchlebt. Seine Auflehnung gegen Gott war eher ein Kampf mit Gott, ein Kräftemessen zur Selbstbehauptung, ein Suchen nach einer Antwort auf die Frage: Was ist ein Mensch? War Suche nach der eigenen Identität. Demut war seinem Wesen genau so fremd wie Gewalt, die den Menschen erniedrigt. Beeinflußt wurde dieser Prozeß der Selbstfindung durch einen tiefen Einschnitt in das bis dahin gleichförmig ablaufende Schulleben.

Im Januar 1904 begann der russisch-japanische Krieg. Gymnasiasten der 4. und 7. Klassen bekundeten schon in den ersten Tagen ihren Unwillen durch Zischen während eines Bittgebets um Gottes Segen für den Sieg der russischen Waffen. Es kam zu ersten Verhaftungen von Schülern. Eine sozialdemokratische Proklamation gegen den Krieg und zum Sturz der Zarenherrschaft wurde in der Schule verteilt. Wolodja, befreundet mit älteren georgischen Schülern, lief zu Versammlungen, nahm jedoch die Vorgänge zunächst mehr von der abenteuerlichen Seite auf.

Um die Jahreswende wuchs die Unruhe unter der Bevölkerung. Der berüchtigte Blutsonntag, der 9. Januar 1905, an dem der Zar auf eine Bittprozession von über hunderttausend Menschen schießen ließ, erschütterte

das Land und löste Massenproteste aus. »Es ist eine unangenehme und gefährliche Zeit angebrochen, und ich sorge mich sehr um dich«, schreibt die Mutter Mitte Januar an Ludmila in Moskau. (Seit August 1904 setzte Ludmila ihre Ausbildung an der Moskauer Stroganow-Schule für Kunst und Technik fort.) »Und auch hier muß man in Angst um die Kinder sein. Täglich kommt es zu Ausschreitungen.« Zeitungsnachrichten über den Verlauf des Krieges konnte die Mutter schon nicht mehr lesen – das Kindheitstrauma vom russisch-türkischen Krieg, in dem sie ihren Vater frühzeitig verloren hatte, lebte auf. Sie ängstigt sich um ihren Mann in den Bergen und fleht ihn an, mit den georgischen Bauern milder umzugehn, sie seien so schrecklich erbost.

Ausfälle gegen die Russen waren im Lande keine Seltenheit mehr. Gluschkowski, der Tierarzt, bei dem Wolodja mit seiner Mutter ein Jahr lang gewohnt hatte, war in einem Dorf lebensgefährlich verletzt worden und starb bald darauf an den Folgen des Überfalls.

Die Ereignisse in Kutaissi, die sich vor allem im Gymnasium zuspitzten, beunruhigten die Mutter am allermeisten, denn Olga und Wolodja waren von diesen Ereignissen förmlich berauscht. Wolodja wurde vorübergehend zum Vater nach Bagdadi geschickt. »Ich bin für einige Tage nach Bagdadi gefahren, weil bei uns in Kutaissi ein ›Punti‹ war, wie es bei den hiesigen Georgiern heißt«, teilte er am 2. Februar seiner ältesten Schwester mit. Er langweile sich ganz fürchterlich und brenne vor Ungeduld, an Ort und Stelle die Geschehnisse mitzuerleben. Seine Freunde waren in der Mehrzahl Georgier. Einige von ihnen hatten Kontakt zu den organisierten georgischen Sozialdemokraten. Folglich war seine Sympathie ganz auf ihrer Seite.

Am 13. Februar wurde das Gymnasium zeitweilig geschlossen, da sich die Schüler gegen den Direktor aufgelehnt hatten. Auch in der Höheren Mädchenschule, die sich bislang an den Protesten nicht beteiligt hatte, störten Gymnasiasten den Unterricht. »Während der ersten Stunde hörten wir Gesang von der Straße, und dann flogen schon Steine in unsere Fenster«, heißt es in einem Brief Olgas vom 14. Februar an die Schwester. »Wie gut, daß der Stein bei uns an einen Rahmen prallte, in der 3. Klasse wurden einige Scheiben eingeschlagen. Der Unterricht wurde sofort abgebrochen, und alle liefen in den Flur. Die kleinen Mädchen bekamen Angst, manchen wurde es schlecht, viele weinten. Nach der dritten Stunde holte mich Papa ab. Und heute abend war wieder ein Aufruhr in der Nähe des Boulevards. Man sagt, es gab einige Todesopfer … Heute haben alle Gymnasiasten, Real- und Bürgerschüler die Wappenzeichen von ihren Mützen abgerissen. Jemand hat auch Wolodja das Wappen heruntergerissen … Sie haben alle zufriedene Gesichter, als seien sie Arthus-Ritter. Die Gymnasiasten behaupten, sie hätten ihre Wappenzeichen eingesammelt, in einen Karton gepackt und dem Schulrat zugeschickt.« »Wolodja sitzt zu Hause«, heißt es weiter. »Entweder liest er Bücher oder er beschäftigt sich mit Buchbinden.« Olga hatte ihrer Schwester auch ausführlich über die Unruhen geschrieben, die letzt-

lich der Schließung auch ihrer Schule vorangegangen waren. Aber die Mutter wollte nicht, beklagt sie sich, daß sie alles so lang und breit in einem Brief schreibt; die Mutter hatte offensichtlich Angst vor der Briefzensur.

Olga und Wolodja saßen in diesen ersten Monaten des Jahres 1905 die meiste Zeit über zu Hause und durften nur selten auf die Straße. Der Vater vor allem wollte sie aus allem heraushalten und war anfangs nicht gewillt, mit ihnen offen über die politischen Ereignisse zu reden. Doch auf die Dauer ließen sich die Kinder von den Vorgängen nicht fernhalten.

Am 13. März wurde über Kutaissi und das gesamte Gouvernement der Ausnahmezustand verhängt. Die antizaristischen Demonstrationen hatten sich weiter ausgebreitet. Das ganze Jahr über dauerten die Unruhen an. Im September nahmen die Ereignisse noch einmal kritische Ausmaße an: »Bei uns herrscht ein Durcheinander«, schreibt die Mutter an Ludmila. »Täglich treffen Truppen aus Rußland ein. Heute kam Artillerie, und es wird einem ganz bange ums Herz. ›Was geht hier vor?‹ fragt man sich. Aus den Zeitungen ist ersichtlich, daß alles zur Befriedung des Kaukasus vorbereitet wird. Aber was für eine Befriedung das sein wird, weiß Gott allein.«

Die Sorge der Eltern um die beiden Jüngsten war berechtigt. Am 14. September war Wolodja auf der Straße von einem Stein verletzt worden; das ziemlich große Loch am Kopf heilte nur langsam zu. Die genauen Umstände sind nicht überliefert. Einen Monat später traf ihn bei der auseinandergetriebenen Demonstration für den ermordeten Revolutionär Nikolai Bauman der Schlag einer schweren Trommel am Kopf. Der Schulbetrieb war inzwischen wieder aufgenommen worden, aber die Schüler stellten weitere Forderungen: u. a. Aufhebung des Ausnahmezustands, Abschaffung des Gebets in der Schule und des Religionsunterrichts im Rahmen des Schulprogramms, Einführung des Georgischunterrichts. »Wir hatten einen fünftägigen Streik«, heißt es im Brief an Ludmila Mitte Oktober, »und danach wurde das Gymnasium vier Tage lang geschlossen, da wir in der Kirche die Marseillaise gesungen hatten. In Kutaissi werden für den 15. Unruhen erwartet, da Rekruten eingezogen werden. Am 11. streikten hier die Köche.« Und etwa zwei Wochen später: »Bis jetzt ist in Kutaissi nichts Schlimmes vorgefallen, obwohl das Gymnasium und die Realschule gestreikt haben. Und es gab auch allen Grund zu streiken: Auf das Gymnasium wurden Kanonen gerichtet, und in der Realschule machten sie es noch besser – sie stellten die Kanonen auf dem Hof auf und erklärten, beim ersten Laut werden sie keinen Stein auf dem anderen lassen. Einen neuen ›glänzenden Sieg‹ haben die Kosaken in Tiflis errungen. Dort fand eine Prozession mit dem Bildnis Nikolais statt. Den Gymnasiasten wurde befohlen, die Mützen abzunehmen. Als die Gymnasiasten dem nicht Folge leisteten, antworteten die Kosaken mit Kugeln. Zwei Tage lang hielt dieses Gemetzel an.«

In Wolodja waren Veränderungen vor sich gegangen. Er war schnell in die Höhe geschossen und überragte seine Mitschüler. Im Sommer 1905

wurde er zwölf Jahre alt. Anfangs reizten ihn die Vorgänge auf der Straße und im Gymnasium, weil er seinen Wagemut erproben konnte. Im Werfen mit Knallerbsen mitten im Unterricht verhaßter Lehrer entfaltete er besondere Geschicklichkeit. Er tauchte auf illegalen Schülerversammlungen auf, die gegen Jahresende vom Ufer des Rioni in die Aula verlegt wurden, und avancierte zum Vertreter seiner 3. Klasse auf den Versammlungen der oberen Klassen. Die Tagesereignisse in Kutaissi regten seine Phantasie ungemein an. Die sich bekämpfenden politischen Kräfte habe er malerisch wahrgenommen, behauptete er später: »in Schwarz die Anarchisten, in Rot die Sozialrevolutionäre, in Blau die Sozialdemokraten und in den übrigen Farben die Föderalisten«. Die Farbpalette variierte er fünfzehn Jahre danach in seinen Plakaten der ROSTA-Fenster. Das Spielerische äußerte sich auch im Nachahmen der Volkstribunen, was er ebenfalls, nicht ohne Ironie, später in seiner *Autobiographie* beschrieb: »Lassalle vermengte ich mit Demosthenes. Gehe ans Ufer des Rioni. Halte Reden, den Mund voller Steine.«

Doch allmählich begann sich Wolodja für die revolutionären Fragen gründlicher zu interessieren. Das Zeitungslesen befriedigte ihn nicht mehr. Die Informationen waren irreführend und lückenhaft. Jetzt las er, angeregt von den Schwestern, mit großem Eifer illegale Schriften – alles, was ihm gerade unter die Finger kam: Politisches, u. a. Brackes Agitationsschrift *Nieder mit den Sozialdemokraten!*, und Politökonomisches, Karyschews *Volkswirtschaftliche Gespräche*. Olga und er besuchten sozialdemokratische Zirkel, in denen Propagandisten, Georgier, die politischen Programme erläuterten. Wolodja entschied sich für das *Erfurter Programm*. Die Zirkelleiter arbeiteten mit den Schülern auch einige sozialdemokratische Standardwerke durch. Von ihnen angeregt, kaufte sich Wolodja eine Reihe billiger Broschüren, die zumeist im Ausland übersetzt und gedruckt und dann illegal nach Rußland gebracht worden waren. Mehrere band er zusammen in feste Buchdeckel ein, so *Die Bauernfrage in Frankreich und Deutschland* von Engels, *Die Gewerkschaften, ihr Nutzen und ihre Bedeutung für die Arbeiterbewegung* von Schippel, *Erinnerungen. Autobiographie* von Kautsky, *Offenes Antwortschreiben an das Zentralkomitee zur Berufung eines Allgemeinen Deutschen Arbeiterkongresses in Leipzig* von Lassalle.

Der Zwölfjährige wird in die hier behandelten theoretischen und philosophischen Streitfragen kaum eingedrungen sein. Im Kreise der Gymnasiasten diskutierte man vorrangig die politischen Forderungen nach mehr Freiheit und mehr Rechten im russischen Vielvölkerstaat mit seinem autokratischen Machtapparat. Obwohl die überwiegende Mehrzahl der Mitschüler Georgier waren, spielte zunächst die nationale Frage eine untergeordnete Rolle. Das entsprach der allgemeinen Situation in der transkaukasischen sozialdemokratischen Bewegung. Das erklärt auch die Heftigkeit, mit der die Gymnasiasten in den letzten Wochen und Monaten des Jahres 1905 auf der Durchsetzung ihrer Forderungen beharrten. Dem Manifest des Zaren vom 17. Oktober, seiner Zusicherung, die Rede- und Versammlungs-

freiheit zu gewähren, traute man in Kutaissi nicht, obwohl sich die Polizei zunächst auffällig ruhig verhielt. Der Kampf wurde fortgesetzt. Mitten unter den protestierenden Schülern waren auch Olga und Wolodja.

Die Mutter ließ die Kinder gewähren. »Von Unterricht kann keine Rede sein«, schreibt sie Mitte November an Ludmila in Moskau, »und allem Anschein nach wird es auch keinen geben: Je länger desto schlimmer sind die Unruhen. Was mit den Schülern geschieht, ist das reine Grauen. Als ich von den Untaten an den Schulen in Odessa erfuhr, erstarb mir das Herz und stockte das Blut: Ich habe Angst um die Kinder. Olja lernt im Gymnasium. Wolodja läuft nur von einer Versammlung zur anderen. Auch jetzt, obwohl es schon Abend ist, ist er ins Gymnasium gelaufen. Er hat sich einigen Schülern aus der 6. Klasse angeschlossen. Zu ihnen kommt ein Student und liest ihnen neue Bücher vor. Wolodja interessiert sich sehr dafür. Er ist schon ein Großer, geht unbeirrt seinen Weg, und ich kann ihn nicht zurückhalten.«

Der Vater zeigte wenig Verständnis für die politischen Aktivitäten seines Sohnes. Er sah seinen Erziehungsplan gefährdet. Die meiste Zeit über waren die Schultore geschlossen. Wurde dennoch unterrichtet, brachte Wolodja nur mittelmäßige bis schlechte Zensuren. Zudem betrachtete er die politische Situation aus einer anderen Sicht. Im Landesinnern spitzten sich die sozialen Konflikte zwischen den georgischen Bauern und den Gutsherren bzw. den zaristischen Verwaltungen dramatisch zu. Die Lage der Bauern schien ausweglos. Von ihnen wurden immer höhere Abgaben gefordert. Raub, Mord und Überfälle, die nationale Feindschaft schürten, waren Auswüchse der sich ausdehnenden Bauernunruhen. Im Vergleich dazu erschienen ihm die Forderungen der Gymnasialschüler, ihre fortgesetzten Streiks und Meetings als Kindereien. Der Vater mit seinem ausgeprägten Sinn für die sozialen Probleme der Transkaukasier hatte ein Gespür für den Widerspruch zwischen den realen Lebensverhältnissen der Leute draußen auf dem Lande und den rein politischen Fragen, über die Wolodja aus Büchern sein Wissen schöpfte, in dem Glauben, durch politische Aktionen im Gymnasium etwas grundsätzlich verändern zu können.

Das Vater-Sohn-Verhältnis wird zu dieser Zeit nicht das beste gewesen sein. Schon das Kind war verschlossen und äußerte sich nicht über seine Gefühle, im Gegensatz zu den Schwestern, die in ihren Briefen ihre Sorge um die mißliche Lage des Vaters in Nergieti und seinen dadurch gereizten nervlichen Zustand austauschten. Der Zwölfjährige war zu stark mit sich selbst, seinen neuen Interessen beschäftigt, als daß er Aug und Ohr für die beruflichen Probleme des Vaters und dessen tiefe Beunruhigung über die Vorgänge in Transkaukasien gehabt hätte. Die Mutter wäre am liebsten mit der Familie nach Rußland übergesiedelt, um dem transkaukasischen Krisengebiet zu entrinnen, als ahnte sie, daß den Ihrigen hier Gefahr drohe. Der Vater aber bereitete seine Versetzung in die Nähe von Kutaissi vor, verkaufte schon einigen Hausrat in Nergieti und reichte bei seiner vorgesetzten Behörde ein entsprechendes Gesuch ein. In den ersten Februartagen des

Jahres 1906 bekam er einen positiven Bescheid. – Am 19. Februar stirbt er an einer Blutvergiftung.

Der plötzliche Tod des Vaters war für Majakowski ein Trauma, das er zeit seines Lebens nicht verwunden hat. Er achtete peinlichst auf saubere Hände, hatte ein kleines Stück Seife und Handtuch in der Hosentasche und zeitweilig sogar Jod. Doch noch schlimmer als diese Angst vor einer Infektion war die seelische Erschütterung, war das Gefühl, vom Vater verlassen zu sein, war der Verlust von Geborgenheit. Bagdadi, das Reich der frühen Kindheit, hat er nie wieder betreten. – Ein Teil seines Ich-Lebens war gleichsam amputiert.

Mit einem Schlag waren an den Vater gekoppelte Wunschvorstellungen zunichte. Die Entdeckung des Weltenraums war mit der Vater-Welt verbunden. Majakowski hielt sie vor fremden Augen verborgen. Ganz selten nur öffnete er einen winzigen Spalt, der einen flüchtigen Blick in dieses fest verschlossene Reich seiner bewußt erlebten ersten Kinderjahre zuließ. Nicht zufällig findet in der Dichtung *Der Mensch* sein erstes fiktives Zwiegespräch mit dem Vater jenseits der Erde statt, das heißt dort, wohin wohl einst die Tagträume Vater und Sohn gemeinsam getragen hatten. Aber nicht auf sie spielt der Dichter an. Er befreit sich von allen sentimentalen Erinnerungen. Die Welt des Vaters ist ihm fremd geworden. Aber die Empfindung, verwaist zu sein, ist geblieben. Der sich in Kutaissi anbahnende Vater-Sohn-Konflikt war nicht ausgetragen worden. Die Auflehnung des Sohnes gegen den Vater, die unvermeidlich gewesen wäre, hatte nicht stattgefunden. Als unbewältigter Lebensstoff zählte sie zu den Grunderfahrungen des früh gereiften Jungen.

Wolodjas Kindheit war jäh zu Ende. Die Armut hatte die Majakowskis wieder eingeholt. Da der Vater das Pensionsalter noch nicht erreicht hatte, war die finanzielle Lage der Familie katastrophal. Wolodja spürte die Verantwortung vor der Mutter und den Schwestern. Bei der Auflösung des Haushalts half er nach Kräften. Er ging weiter ins Gymnasium und beendete das Schuljahr erfolgreich. Anfang Juni wurde er in die 4. Klasse versetzt.

Der persönliche Schmerz und die Früherfahrung, mit welch unerbittlicher Härte der politische Kampf im Kaukasus-Gebiet weitergeführt wurde, zeichneten Wolodja auch äußerlich. Sein Gesichtsausdruck wurde strenger, härter. Seit dieser Zeit zog er die Brauen zusammen, bildete sich die für Majakowski so charakteristische tiefe senkrechte Falte auf der Stirn.

1906 war das Bild einer heilen Welt endgültig zerbrochen. Dies war der zweite, der folgenreichste Einschnitt in Wolodjas Entwicklung. Im Alter von dreizehn Jahren war er der Kindheit entwachsen.